

## **Mitteilung von I. Minkina-Jegorytschewa**

Am 19. September 1941 erreichten die deutschen Truppen Kiew. Ein verhängnisvolles Datum! Am nächsten Tag mußte ich den Kreschtschatik entlanggehen. Diese mir seit der Kindheit so vertraute Straße kam mir nun bedrohlich und fremd vor. Vor etlichen Gebäuden (vor dem Postamt und anderen Stellen) standen verstärkte deutsche Posten. Ich mußte mit ansehen, wie ein Deutscher eine Frau nur deshalb mit einer Nagaika schlug, weil sie sich einem bewachten Gebäude genähert hatte.

Am 28. September (d.h. neun Tage nach der Eroberung Kiews durch die faschistischen Horden) prangte an Straßenkreuzungen, Häuserwänden und Zäunen ein Befehl, der alle in Kiew lebenden Juden aufforderte, am 29. September morgens in der Degtjarewskaja-Straße, am alten jüdischen Friedhof, zu erscheinen. Sie sollten warme Kleidung, Geld und Wertsachen mitbringen. In dem Befehl wurde jedem Juden, der sich weigerte, der Anordnung Folge zu leisten, mit dem Tod durch Erschießen gedroht, ebenso jedem Nichtjuden, der es wagen sollte, einen Juden zu verbergen.

Eine außerordentliche Erregung bemächtigte sich nicht nur der Juden, sondern aller, die sich noch menschliche Gefühle bewahrt hatten. Jeder versuchte für sich zu ergründen, was sich hinter dem fürchterlichen Befehl verbarg. Auf dem Schewtschenko-Boulevard sprach ich zwei deutsch Offiziere an, die gerade vom Bahnhof kamen. Sie waren liebenswürdig und auf meine Frage, was der Befehl über die Juden zu bedeuten habe, sagten sie, daß sie eben erst angekommen seien und keine Kenntnis von dem Befehl hätten. Ihrer Meinung nach handele es sich um irgendeine Registrierung und die Ausgabe von Armbinden. Als sie hörten, daß ich Jüdin sei, brachten sie kaum noch ein „Auf Wiedersehen“ heraus und wandten sich mit beleidigtem Gesicht brüsk ab. Niemand wußte, was die Juden erwartete, doch es war wohl nicht daran zu zweifeln, daß es etwas Fürchterliches sein würde. Von schrecklichen Vorahnungen gepeinigt, fielen sie entweder einer völligen Verzweiflung anheim oder aber klammerten sich, Ertrinkenden gleich, an einen Strohhalm – an die schwache Hoffnung, daß die jüdische Bevölkerung irgendwohin außerhalb der Stadt gebracht werden würde (Dort, sie sich einfinden sollten, gab es Bahnstrecken und Bahnhöfe). Der Gedanke an einen baldigen, gewaltsamen Tod, an den Tod der Angehörigen und Nächsten, besonders der kleinen Kinder, war so entsetzlich, daß jeder bemüht war, ihn zu verdrängen. Überall in der Stadt hallten Todesklagen wider. Auf die schreckliche Nacht folgte ein noch schrecklicherer Morgen. In einem nicht enden wollenden Strom zogen zehntausende von Juden zu dem befohlenen Punkt. In diesem Meer von Menschen waren alle Altersstufen vertreten: blühende Jünglinge und junge Mädchen, Männer im besten Alter, gebeugte Greise und Mütter mit Kindern, sogar mit Säuglingen.

Dort gingen Professoren, Ärzte, Rechtsanwälte, Angestellte, Handwerker und Arbeiter. Sie flossen, Bächen gleich, aus allen Teilen der Stadt zu einem einzigen endlosen Strom zusammen. Ein Meer von Köpfen, von Zehntausenden von Bündeln und Koffern. Niemals zuvor war die Straße so belebt gewesen, doch gleichzeitig erstarrte alles in kalter Todesangst...

Am Morgen des 29. September begaben sich meine Angehörigen auf ihren letzten Weg. Ich begleitete sie ein Stück und ging dann, auf ihr Drängen hin, zurück, um herauszufinden, ob auch meine Tochter und ich uns stellen müßten, denn mein Mann war Russe. Wir verabredeten, daß meine Angehörigen in einer der Grünanlagen in der Nähe der Dorogomilowskaja-Straße auf mich warteten.

Ich suchte verschiedene Behörden auf, um als Ehefrau eines Russen die Genehmigung zu erwirken, weiterhin in Kiew wohnen zu dürfen, und zu erfahren, wohin man die Juden bringe. Ich habe selbstverständlich keinerlei „Genehmigung“ erhalten und auch nichts in Erfahrung bringen können. Die Deutschen antworteten mir überall drohend und mißmutig: „Gehen sie zum Friedhof!“

Meine zehnjährige Tochter Ira brachte ich zur Großmutter (Zur Mutter meines Mannes), wo ich auch einen Teil der Sachen unterstellte. Gegen 5 Uhr nachmittags brach ich in Richtung jüdischer Friedhof auf. In der Grünanlage am vereinbarten Ort fand ich niemanden mehr. Sie waren für immer fortgegangen. Nach Hause zurückzugehen war unmöglich. Deshalb kehrte ich zu den Verwandten meines Mannes zurück und versteckte mich etwa eine Woche lang in einer Kammer hinter dem Brennholz.

Nach kurzer Zeit wurde bekannt, daß in Babi Jar 70 000 Juden auf bestialische Weise umgebracht worden waren.

Die Angehörigen meines Mannes wandten sich an die Familie des Priesters Alexej Alexandrowitsch Glagolew um Rat und Hilfe. [...]

Vater Alexej wandte sich an Professor Ogloblin, das damalige Stadtoberhaupt, mit der Bitte, mir zu helfen. Ogloblin kannte unsere Familie. Er wandte sich daher an den deutschen Kommandanten. Von ihm kehrte Ogloblin völlig verstört und bleich zurück. Der Kommandant hatte ihm mitgeteilt, daß Juden betreffende Fragen ausschließlich in die Kompetenz der Deutschen fielen und sie diese so entschieden, wie sie es für richtig hielten. Meine Lage war ausweglos. Mich bei den Verwandten meines Mannes zu verstecken, hätte bedeutet, sie der Gefahr auszusetzen, erschossen zu werden. Da kam Tatjana Pawlowna Glagolewa, der Frau von Vater Alexej, der verzweifelte Gedanke, mir, Isabella Naumowna Jegorytschewa-Minkina, ihren Ausweis und Taufschein zu geben. Sie rieten mir, mit diesen Dokumenten ausgerüstet, ins Dorf zu befreundeten Bauern zu fahren.

T.P. Glagolewa selbst blieb in dieser unruhigen Zeit ohne Dokumente zurück und setzte sich damit großer Gefahr aus.

Außerdem mußte im Ausweis das Foto von T.P. Glagolewa durch ein Foto von mir ersetzt werden. Glücklicherweise wurde diese Prozedur dadurch erleichtert, daß der Ausweis bei einem Brand in Glagolews Wohnung an den Rändern angesengt und anschließend naß geworden war. Der Stempel war undeutlich und zerlaufen. Die Prozedur mit dem Foto gelang, noch am Abend des gleichen Tages fuhr ich mit dem Ausweis und dem Taufschein von T.P. Glagolewa in den Vorort von Kiew, Stalinka

(Demejewka), und von dort aus weiter in das Dorf Slodijewka. Dort lebte ich unter dem Namen von T.P. Glagolewa acht Monate lang bei befreundeten Bauern.

In dieser Zeit wäre T.P. Glagolewa um Haaresbreite von Gestapo-Leuten, die in den Wohnungen nach Wertsachen suchten, als verdächtiges Element ohne Ausweis verhaftet worden. Es gelang ihr nur unter großen Anstrengungen und durch Zeugenaussagen, diesem Unglück zu entgehen. [...]

Ich konnte mich jedoch nur kurze Zeit im Dorf Slodijewka aufhalten. Die örtlichen Behörden beobachteten mich mit einem gewissen Mißtrauen. Das hing damit zusammen, daß die ersten Partisanen aufgetaucht waren und somit alle „Fremden“ als verdächtig erschienen. Die Angelegenheit endete damit, daß man mich zur Dorfverwaltung bestellte, um meine Personalien festzustellen. Ich wand mich irgendwie heraus und kehrte Hals über Kopf nach Kiew zurück. Spätabends, am 29. November, traf ich bei den Glagolews ein. Seither lebten ich und etwas später auch meine zehnjährige Tochter Ira als angebliche Verwandte in der Familie der Glagolews. Zwei Jahre haben wir uns nicht von ihnen getrennt und sind gemeinsam mal hierhin, mal dorthin gezogen.

Wir versteckten uns in der Wohnung der Glagolews und im Glockenturm der Kirche. Das war alles außerordentlich schwierig, denn ich mußte mich nicht nur als Jüdin verstecken, sondern auch als Frau, die aufgrund ihres Alters zur Arbeitsleistung, einschließlich der Verschickung nach Deutschland, verpflichtet war. In der Stadt kannten mich viele Leute, die mich verraten konnten, selbst wenn sie es nicht beabsichtigten. Außer mir und meiner Tochter retteten die Glagolews auch noch andere Juden. So unter anderem Polina Dawidowna Scheweleva und deren Mutter Jewgenia Akimowna Scheweleva. [...]

[Quelle: Wassili Grossman; Ilja Ehrenburg (Hgg.) „Das Schwarzbuch. Der Genozid an den sowjetischen Juden“ (Herausgeber der deutschen Ausgabe: Arno Lustiger), Reinbek bei Hamburg 1994, S. 768 ff.]